



Leseprobe

Hannah Häffner
Dunkle See
Roman

»»Dunkle See« von Hannah Häffner ist kein klassischer Krimi – vielmehr geht es hier sehr ruhig und emotional zu, mit einer guten, einnehmenden Atmosphäre. Die Lösung des Falls ist dabei keineswegs langweilig, sondern bleibt bis zum Schluss sehr spannend!« *Radio Euroherz*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 17. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Buch

Paula Beck ist gerade in ihr Heimatdorf Siehl an der Ostsee zurückgekehrt, als ihre schlimmsten Erinnerungen wachgerufen werden. Vor zwanzig Jahren ist hier ihre Freundin Izzie verschwunden, und erst jetzt werden deren sterbliche Überreste gefunden. Die Stimmung in der Dorfgemeinschaft ist aufgeheizt. Die Menschen hatten damals schnell Izzies Exfreund Georg als Täter ausgemacht und wollen nun, dass er seine gerechte Strafe erhält. Einzig Paula hat nie an Georgs Schuld geglaubt. Verzweifelt bittet sie ihre Freundin Stine um Hilfe, die bei der Kriminalpolizei arbeitet. Doch mit ihrer Suche nach der Wahrheit reißen die beiden Frauen alte Wunden gefährlich weit auf ...

Informationen zu Hannah Häffner
und ihren Romanen
finden Sie am Ende des Buches.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2023

Copyright © 2023 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner

BH • Herstellung: ik

Satz: Mediengestaltung Vornehm GmbH, München

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN: 978-3-442-49417-0

www.goldmann-verlag.de

1

Ein Himmel so hoch. Höher als alles andere, höher als jemals zuvor. Gleißendes Grau über ihr, und Sonnenstrahlen auf ihrer Haut, diffus und silbern. Sie schloss die Augen.

Natürlich war es falsch, was sie tat. Doch was war das Leben schon, wenn man nicht ab und an den Mut hatte, etwas zu tun, das falsch war, aber dennoch – oder gerade deswegen? – die Macht hatte, die Dinge ins Rollen zu bringen?

Es war falsch. Sie wusste nicht, ob wirklich eine Chance bestand, dass sich alles zum Guten wenden würde, oder ob sie sich einfach nur wünschte, dass diese Chance existierte.

Vielleicht war es nur Wunschdenken. Vielleicht war sie verrückt. Vielleicht würde wirklich alles gut werden. Wer wusste das schon?

Es war zu spät, jetzt noch einen Rückzieher zu machen. Sie war niemand, der klein beigab. Wenigstens das wollte sie sich lassen, die Überzeugung, dass sie nicht klein beigab, dass sie Mut hatte, den Schneid, nicht tatenlos unterzugehen.

Vielleicht war sie verrückt. Aber feige war sie nicht.

Sie spürte seine Anwesenheit, bevor sie ihn sah. Es mochte ein Luftzug gewesen sein, oder ein kaum wahrnehmbarer Geruch. Vielleicht wurde alles etwas dunkler – der Himmel, das Licht –, in dem Moment, als er hinter sie trat. Sie wandte sich zu ihm

um, doch was sie sah, ließ sie erstarren. Ihr wurde kalt. Sie sah ihn und wusste, dass sie verloren hatte.

2

Paula sah Heiko an, und Heiko sah Paula an. Dann sah Heiko weg. Paula hasste Heiko, nicht erst seit eben, nicht erst, seit er ihr gesagt hatte, dass die Agentur sie leider, leider nicht mehr beschäftigen könne, und dabei die Unverschämtheit besessen hatte, gelangweilt auszusehen. Sie hatte ihn schon immer gehasst, sein dämliches Grinsen, die dämlichen Sprüche, die dämlichen Basecaps, die er trug, um jünger zu wirken, obwohl er damit einfach nur lächerlich aussah und seinen Eierkopf betonte. Sein dämliches Beharren darauf, ungebügelte T-Shirts zu tragen, was ihm wohl eine Art authentischen Studentebuden-Vibe verleihen sollte, sein dämliches Schmatzen nach jedem Schluck Kaffee. Seine dämliche Angewohnheit, überall englische Wörter einzustreuen, wo garantiert kein englisches Wort vonnöten war, das *office* war, verdammt noch mal, nur ein Büro, nicht mehr und nicht weniger, mit versiffen Kaffeemaschinen, die versiffte Kaffeemaschinen blieben, mit krümeligem Kaffeesatz außen herum, auch wenn man sie als *coffee maker* bezeichnete. Die zugige Küche blieb eine zugige Küche mit verdrecktem Geschirr im Spülbecken und stinkendem Kühlschrank, auch wenn man sie großspurig zur *lounge* adelte, und der piefige Besprechungsraum verpflanzte sich nicht plötzlich in ein schickes Hochhaus nach London, nur weil man ihn *conference room* nannte.

»Und, was macht ihr so am Weekend«, hatte er sie und Romina neulich doch tatsächlich gefragt, stets um exzellente Small-Talk-Qualität bemüht, und sie hatte sich gedacht, dass das der Gipfel sein müsse, dämlicher konnte man nicht mehr daherreden, selbst er nicht.

Das hier ist immer noch Eimsbüttel, dachte Paula jedes Mal, wenn Heiko so herumschwadronierte. Einfach nur Eimsbüttel in Hamburg und nicht New York. Ganz sicher nicht New York. Denn sie wusste, dass jetzt gleich wieder eine Geschichte aus New York folgen würde, wie immer, irgendeine Wahnsinnsstory, denn Heiko war offensichtlich überzeugt davon, dass es nichts Spannenderes gab als das Jahr, das er in den USA verbracht hatte, das ihn quasi zum waschechten Ostküstenbewohner gemacht hatte – in seinen Augen. *East Coast born and raised*, und so weit Paula wusste, hatte noch niemand aus der Agentur ihn am Kragen gepackt, gegen die Wand geknallt und ihm *Du bist aus Halle, nicht aus New York, du Vollidiot* ins Gesicht gebrüllt, obwohl sie sich vermutlich alle ausnahmslos genau danach sehnten.

»Tja, dann«, sagte Heiko und klatschte mit seinen rosafarbenen, immer etwas schwitzigen Händen auf die Armlehnen seines ledernen Schreibtischsessels, der vermutlich Macht symbolisieren sollte, aber nur Pseudo-Vintage schrie. »Das wär's so weit. Tut mir echt leid, Paula. Emma wird sich wegen der Abfindung bei dir melden.«

Tja dann. Lernte man das so in Führungsseminaren, Verzeihung, in *leadership coaching sessions*? Erst die Kündigung raus-hauen, dann denjenigen dezent aus dem Büro drängen, bevor er noch anfängt zu heulen?

»Ach, und Paula?«

Sie war schon halb aus der Tür, drehte sich noch einmal um, ein Reflex, über den sie sich ärgerte.

»Ich weiß, das klingt jetzt ein bisschen blöd, aber könntest du uns am Wochenende vielleicht trotzdem bei dem Mineralwasser-Pitch ... na ja, etwas unter die Arme greifen? Marco macht die Layouts, aber irgendwie kriegt er das nicht richtig hin, und da dachten wir ...«

»Du kannst mich mal, Heiko«, sagte Paula.

»Wie bitte?«

»Du kannst mich mal. Du bist der erbärmlichste, schlechteste Chef, den ich je erlebt habe. Mit Abstand. Mit himmelweisem Abstand. Und wenn du denkst, dass du diese Agentur retten kannst, indem du mich und ein paar anderefeuerst, dann hast du wirklich ein verdammt großes Talent, dir etwas vorzumachen. Das Einzige, was diese Agentur retten könnte, wäre, wenn du dich selberfeuerst. Ich hoffe, das kapiert du irgendwann, aber ich hab da so meine Zweifel. Und nein, ich werde bei diesem völlig aussichtslosen Mineralwasser-Pitch nicht den Karren aus dem Dreck ziehen. Ich könnte, aber ich werde nicht. Einfach, weil du meine Hilfe nicht verdienst.«

Sie ging hinaus und zog die Tür hinter sich zu, die aus Glas war und die man deswegen nicht zuknallen durfte, es sei denn, man legte Wert auf einen richtig spektakulären Abgang.

Sie sah sich um. Gesenkte Köpfe an den Schreibtischen, die allesamt in einem Großraumbüro standen, nur die Chefs hatten jeder einen Glaskubus, schließlich war es so ja viel kommunikativer, nicht wahr, dabei war es in Wahrheit nur unglaublich nervig, weil man den Schweiß von vierzig Leuten roch, das Kaffee-Schlürfen von vierzig Mündern hörte und das hektische, wahlweise gelangweilte, Tastaturgehacke von achtzig Händen. Und Paula fragte sich, wie sie das vier Jahre hatte aushalten können. Vier Jahre, die sich anfühlten wie mindestens zehn, und vermutlich waren es, in Arbeitszeit gerechnet, auch zehn

Jahre, bei den vielen Nachtschichten, die sie hier geschoben hatte.

Nie wieder würde sie einen Fuß in diese Werbeagentur setzen, nie wieder würde sie sich von Heiko und Gustavo anhören, dass bei ihren Kampagnen-Ideen aber noch wirklich Luft nach oben sei, nie wieder würde sie sich nach einer Nachtschicht vom Schreibtisch in die Küche schleppen, sich widerlichen Kaffee einschenken, nur um sich direkt wieder an die Arbeit zu machen, notdürftig eingenebelt in eine Deo-Wolke, gähnend und mit pelzigem Geschmack im Mund.

Und – jetzt wurden ihre Gedanken kühn – nie wieder würde sie all das überhaupt noch mal tun. Nicht hier, nicht anderswo. Diese Kündigung war ein Zeichen. Dafür, dass ihre Zeit in der Werbung abgelaufen war, dafür, dass sie etwas ganz Neues machen musste, etwas komplett Neues. Sie hatte keine Ahnung, was, und eine sanfte, aber entschiedene Stimme in ihrem Kopf merkte an, dass es um ihren Kontostand auch mit der Abfindung nicht gerade gut bestellt war, aber davon würde sie sich nicht aufhalten lassen, davon hatte sie sich schon viel zu oft aufhalten lassen.

Romina saß, mit rot geweinten Augen und ihrem halb gepackten Karton auf dem Schoß, an ihrem Schreibtisch, der Paulas gegenüberstand.

»Du auch?«

Paula nickte. »Ich auch.«

Sie hatte, das musste sie zugeben, tatsächlich nicht damit gerechnet, dass es sie erwischen würde. Seit Wochen schon hatten alle gemunkelt, dass es zu Kündigungen kommen würde, die Agentur stand einfach verdammt schlecht da nach dem letzten Etat-Verlust, aber sie war doch tatsächlich dumm genug

gewesen zu glauben, dass es sie nicht treffen würde. Weil sie schon so oft übers Wochenende mitangepackt, über Nacht die Präsentation gerettet hatte, für andere eingesprungen war. Vielleicht auch, weil sie im letzten Jahr die entscheidende Idee für eine entscheidend wichtige Kampagne ihres Hauptkunden geliefert hatte. Was man sich eben einredete, um sich selbst ein gutes Gefühl zu geben, das natürlich oft genug trügerisch war.

»Zoé hat es auch erwischt, und das, wo sie doch die Zwillinge hat!« Romina schüttelte den Kopf und schniefte. »Und Leif muss auch gehen. Obwohl er schon seit neun Jahren hier ist. Die machen echt den Kahlschlag.«

Paula ließ sich auf ihren Schreibtischstuhl fallen, der unter ihr ächzte.

»Weißt du schon, wie du weitermachst?« Romina sah Paula unter ihren blonden Ponyfransen hervor ängstlich an.

Paula zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Du?« Romina schien wirklich neben sich zu stehen, und Paula verzichtete darauf, sie darauf hinzuweisen, dass sie erst seit gut drei Minuten wusste, dass sie keinen Job mehr hatte, und sich deswegen noch keinen Plan hatte zurechtlegen können.

»Ich denke«, sagte Romina und schluckte, »ich telefoniere morgen mal ein bisschen rum. Vielleicht weiß Billie was, die hat neulich erwähnt, dass sie bei *Creative Solutions* Grafiker suchen.«

»*Creative Solutions*?« Paula zog die Augenbrauen hoch. »Willst du echt in diesen Schinderladen? Du weißt schon, dass es da null um kreative Inhalte geht, sondern nur darum, es dem Kunden recht zu machen?«

Romina zog die Schultern hoch. »Als ob es hier anders wäre.«

Und da musste Paula ihr recht geben. Auch hier bei *House of Palitschek* war es stets bergab gegangen, seit der Gründer Wer-

ner Palitschek das Ruder an Heiko und Gustavo übergeben und sich in die Toskana verzogen hatte.

»Hat er dich auch gefragt, ob du trotzdem am Wochenende reinkommen kannst, um bei der Mineralwasser-Kampagne zu helfen?«, fragte Paula.

»Er hat – was?« Romina starrte sie an. »Hat er das echt gemacht? Das hat er nicht gemacht!«

»Doch, hat er.« Paula kreiselte auf ihrem Drehstuhl und sah an die Decke. Hässliche graue Platten, zwischen denen Kabel und noch mehr Kabel hervorschauten, dazu schicke, schwere Lampen im Industriestil, bei denen sich Paula immer gefragt hatte, wann die erste herabstürzen und einen Kollegen erschlagen würde.

»Natürlich hab ich nein gesagt. Genauer gesagt hau ich jetzt gleich ab, für die mach ich gar nichts mehr. Sie können mich doch ohnehin nicht zwingen, verwertbare Arbeit abzuliefern, und haben nichts davon, wenn ich hier herumsitze. Notfalls lass ich mich für den einen Monat krankschreiben. In diesen Mistladen setze ich jedenfalls keinen Fuß mehr.«

»Du hast recht.« Romina begann, die Schubladen aus ihrem Rollcontainer zu zerren und den Inhalt einfach unbesehen in ihre Kiste zu kippen. »Warte auf mich, ich komm mit. Ich bin gleich so weit.«

Paula nickte. Sie machte sich daran, all ihre E-Mails zu löschen, auch die ungelesenen, und ihre halb fertigen Layouts in den Papierkorb zu verschieben. »Sollen sie doch sehen, wo sie bleiben«, murmelte sie. Es interessierte sie jedenfalls nicht, wo sie blieben, und ganz bestimmt nicht, wo Heiko blieb.

Schließlich kramte sie noch ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, sie passten in ihren Jutesack, den sie als Handtaschenersatz mit sich herumschleppte, und dann gingen Romina

und sie hocherhobenen Hauptes ein letztes Mal zwischen den Schreibtischen hindurch zur Eingangstür.

»Ihr haut ab?« Leif tauchte neben ihnen auf.

»Japp. Wir sind raus.« Paula rang sich ein Grinsen ab, doch es fiel schief aus. Sie wusste, dass Leif drei Kinder hatte und seine Frau gerade nicht arbeitete, da sie das vierte erwartete. Aber auch ohne dieses Wissen hätte man ihm seine Sorge um die Zukunft angesehen; in Leifs Stirn hatten sich tiefe Falten gegraben, die gestern noch nicht da gewesen waren, und seine Augen waren verdächtig gerötet und schimmerten glasig.

»Romina, hast du noch Kontakt zu Billie?«, fragte Leif jetzt. »Meinst du, *Creative Solutions* sucht vielleicht?«

Romina nickte. »Hab ich auch schon dran gedacht. Ich ruf sie morgen an, und dann geb ich dir Bescheid, okay?«

Leif nickte. »Das wär super. Ich weiß nämlich nicht ... ich hatte nicht damit gerechnet, dass ...« Er fuhr sich mit den Händen übers Gesicht. »Ach, verdammt. Einfach eine Scheiß-situation. Aber wird schon.« Er lächelte gequält.

»Das wird!« Paula umarmte Leif kurz und fest. »Das wird auf jeden Fall!«

Und dann stand sie mit Romina draußen in der Sonne, auf dem Hinterhof, den sie schon unzählige Male durchquert hatten, zu allen möglichen Tages- und Nachtzeiten, und sie musste sich noch einmal in Erinnerung rufen, dass sie nicht etwa kurz zu dem kleinen vietnamesischen Restaurant um die Ecke gingen, um etwas zu Mittag zu essen, sondern dass sie gingen, so richtig und für immer.

Romina, ihren Karton unter den Arm geklemmt, griff mit ihrer freien Hand nach Paulas und hielt sie fest. »Krass«, murmelte sie. »Echt krass. Sechs Jahre, einfach so in die Tonne gekloppt.«

»Ich weiß.« Paula drückte Rominas Hand. »Ich weiß. Aber tust du mir einen Gefallen?«

»Ja?«

»Bitte heul jetzt nicht, okay?«

»Okay.«

Sie standen eine Weile da und schwiegen.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Romina schließlich.

Das wusste Paula auch nicht so genau, aber ewig hier herumstehen konnten sie jedenfalls nicht. Also luden sie Rominas Kiste in den Kofferraum ihres Wagens, stiegen ein und fuhren einfach erst mal los.

Am Abend lag Paula nur in Unterhose und einem viel zu großen T-Shirt in ihrer sommerheißen Wohnung, schwitzend auf dem wenigstens halbwegs kühlen Küchenboden ausgestreckt, und wusste nicht mehr weiter. Den Tag hatten sie mit kaltem Weißwein und Galgenhumor am Elbufer verbracht, aber jetzt war Romina zu Hause, und Paula war allein. Jetzt war die Tatsache, dass sie absolut keinen Plan hatte, wie es weitergehen sollte, kein Running Gag mehr, sondern bittere Realität.

Sie war alleinstehend, das war schon mal gut. Keine Verpflichtungen, niemand, dem sie etwas erklären musste. Andererseits aber auch niemand, der mal eben für ein paar Monate die Stromrechnung und die Einkäufe übernehmen konnte. Ihr Konto war nicht komplett leer, aber viel war auch nicht drauf, ein paar hundert Euro vielleicht. Zusammen mit der Abfindung war das genug, um die ohnehin überteuerte Wohnung für zwei, drei Monate zu halten, aber was dann? Sollte sie sich einen Mitbewohner suchen? Sie konnte aus ihrem Schlafzimmer ins Wohnzimmer umziehen und das Schlafzimmer untervermieten, aber es schüttelte sie bei der Vorstellung, fremde

Haare in der Dusche zu finden, fremdes Geschirr in der Spüle und fremde One-Night-Stands am Frühstückstisch. Auch an die ewigen Mitbewohner-Castings mit all den durchschaubaren Lügen erinnerte sie sich mit Grausen, genau wie an die gezwungenen gemeinschaftlichen Abende, an denen man sich einfach nur wünschte, dass der Besuch endlich gehen möge, damit man die Tür fest hinter ihm schließen konnte, bis einem dann wieder einfiel, dass das nicht ging, weil der Besuch ja hier wohnte.

Für so etwas war sie definitiv zu alt; schließlich war sie schon Ende dreißig. Ihre WG-Karriere lag hinter ihr, und sie genoss es viel zu sehr, einfach tun zu können, was sie wollte, ohne lange Diskussionen, ohne Streitereien und Tränen, ohne Vorwürfe und Putzpläne, um sich an die Idee zu gewöhnen, ihre Wohnung wieder zu teilen.

Der nächste Gedanke war so naheliegend, dass er zwangsläufig in ihrem Kopf auftauchen musste. *Was wollte sie überhaupt noch in Hamburg?* Es war einfach nur teuer, sonst nichts, die Wohnung verschlang auch in guten Zeiten viel zu viel Geld, und wenn sie nun kein Job mehr hier hielt, was hielt sie dann? Die meisten ihrer Freunde hatten entweder längst eine Familie gegründet und waren rausgezogen nach Rahlstedt, Schenefeld oder noch weiter, oder sie standen so erfolgreich im Job, dass sie ohnehin keine Zeit hatten, für nichts. Ihre beste Freundin Ina hatte voriges Jahr einen Abflug gemacht, hatte sich abgesetzt mit ihrem Freund Görkem, der inzwischen nicht mehr ihr Freund war, sondern sogar ihr Verlobter, und die beiden hatten eine tolle Wohnung in der Nähe von Salzburg ergattert, wo Görkem herkam. Jetzt war Ina auch noch schwanger, und es war alles ganz wunderbar und entzückend und gleichzeitig zum Kotzen, fand Paula. Ina wusste natürlich, wie Paula dachte, und

tat ihr Möglichstes, sie davon zu überzeugen, dass sie immer noch ganz die Alte war, aber Paula ließ sich nicht täuschen: Ina lebte jetzt ein anderes Leben, ein Leben, das sie voll und ganz verdiente, in dem Paula aber einfach nicht mehr vorkam. Paula nicht, ihre gemeinsamen Abende beim Portugiesen nicht, ihre Ausflüge ins Alte Land nicht, und ihre langen Wochenenden auf Ibiza auch nicht.

Paula wollte nicht verbittert wirken und tat entschieden so, als sei alles in bester Ordnung, was nur dazu führte, dass ihre Telefongespräche seltener und immer floskelhafter wurden. *Wie geht's dir?*, *wunderbar und dir?*, und dann gab es meist nicht mehr viel zu sagen.

Paula vermisste Ina, vor allen Dingen aber vermisste sie sich selbst, wie sie damals gewesen war. Jünger, spontaner. Irgendwie netter und weniger zynisch. Sie schob sich noch eines der Choco Crossies in den Mund, die sie sich in einem Anflug von Sentimentalität und Zuckertief vorhin schnell in einem Büdchen gekauft hatte. Sie gehörte dringend ins Bett. Sie musste über die Ereignisse des Tages schlafen, alles erst einmal sacken lassen.

Zwei Stunden später lag sie immer noch wach. Sie konnte nicht anders als nachzudenken, über das große Ganze. War die Kündigung nicht einfach ein Zeichen gewesen, eines von vielen, die sie viel zu lange ignoriert hatte? Ein Zeichen dafür, dass sie nicht mehr hierher passte, dass hier alles nur noch verkorkst und sinnlos war?

Sie wollte nicht in einer Welt leben, die von Heikos bevölkert war. Sie wollte nicht in einer Welt leben, in der alles immer wahnsinnig dringend und wahnsinnig wichtig war, während man selbst immer austauschbar blieb. Und vor allen Dingen wollte sie nicht in einer Welt leben, in der sie sich täglich fra-

gen musste, ob sie die Person, die sie geworden war, überhaupt sein wollte.

Am nächsten Morgen war ein Gedanke in ihr gereift, der ihr nicht gefiel, der aber, da war sie sich inzwischen sicher, alternativlos sein musste. Sie brauchte Zeit, um sich klar zu werden, was sie wirklich wollte. Ob sie ganz von vorn anfangen wollte, und wenn ja, wie. Wollte sie noch mal studieren? Wollte sie etwas Sinnvolles tun, um sich nicht mehr mit der Frage nach dem Zweck, dem Warum und dem Wozu überhaupt zu quälen? Wollte sie einen Selbstversorger-Bauernhof kaufen und nie wieder einen Menschen sehen? Sie wusste es einfach nicht.

Sie brauchte Zeit, und Zeit hatte man, wenn man Geld hatte. Oder wenn man kein Geld brauchte. Und damit war die Sache klar. Der einzige Ort, an dem sie leben konnte, ohne Geld zu brauchen, war Siehl.

Sie zog es tatsächlich durch. Zwischendurch musste sie immer wieder innehalten und sich vergewissern, dass das alles nicht einfach nur vollkommener Wahnsinn war. Andererseits war es ja vielleicht doch vollkommener Wahnsinn, wer wusste das schon, sie tat es aber einfach trotzdem, und sie tat es schnell, innerhalb von Wochen, damit sie keine kalten Füße bekam.

Sie kündigte ihre Wohnung. Sie kündigte alle Verträge, die ihr unterkamen, das Monatsticket, das Fitnessstudio, in das sie nie gegangen war, die Bio-Kiste, deren Inhalt in der Regel auf ihrer Küchentheke verschrumpelte, weil sie nie dazu kam zu kochen. Sie räumte ihre Wohnung aus und verschenkte und verkaufte die meisten ihrer Möbel und all jene ihrer Kleider, mit denen man außerhalb einer Werbeagentur deplatziert wirkte, was so ziemlich alle waren.

Und dann war es so weit. Sie war in aller Früh aufgestanden, um sich einen Parkplatz direkt vor dem Haus zu sichern, und so zirkelte sie nun ihren alten kleinen Ford in die Lücke, stapelte die wenigen Kartons mit unverzichtbaren Dingen auf dem Rücksitz, wuchtete ihren Koffer in den Kofferraum. Sie nahm die Bilder von der Wand, warf sie in den Müllcontainer im Hof und spachtelte die Löcher zu. Sie strich über die größten Flecken auf der Raufasertapete und brachte ihre Pflanzen zu Bernd, ihrem Nachbarn, mit dem sie ein unsentimentales Abschiedspläuschchen hielt. Im letzten Moment fiel ihr ein, dass sie ihr Dachbodenabteil noch ausräumen musste, und so schleppte sie die alten Stühle, das wackelige Regal und die Skischuhe, die sie oben fand, runter auf die Straße. Sie stellte sie an den Bordstein, pappte ein Stück Karton an einen der Stühle, auf das sie *zu verschenken* gekritzelt hatte, und hoffte, dass sich jemand der Sachen erbarmen würde.

Sie aß ihre letzte Lieferpizza im Schneidersitz in ihrem kahlen Wohnzimmer, das nicht mehr nach ihrem Wohnzimmer aussah. Sie räumte den Kühlschrank leer und drehte das Wasser ab.

Dann zog sie die Tür ins Schloss, warf die Schlüssel wie verabredet in Bernds Briefschlitz, setzte sich ans Steuer ihres treuen kleinen Autos und verließ Hamburg.

Paula hatte ihren Freunden nicht Bescheid gesagt, dass sie fuhr. Natürlich wussten sie, dass sie abhauen wollte, schließlich hatte sie in den letzten Wochen all ihre Habseligkeiten an sie verscherbelt. Doch dass sie genau an jenem Tag in ihren Kleinwagen steigen und einfach losfahren würde, hatte sie keinem erzählt. Sie hatte keine Lust auf lange Abschiedsszenen, auf blöde Floskeln und leere Versprechen, dass man sich bald

wiedersehen müsse, unbedingt, dass sie sich doch wiedersehen würden, oder nicht, und dass sie Paula auf jeden Fall besuchen würden, so ein bisschen Sommerfrische an der Küste, genau das Richtige, und so weiter und so fort. Paula hätte nur genickt und gelächelt und in Wahrheit daran gedacht, dass sie vermutlich keinem von ihnen je wieder begegnen würde, es sei denn, man traf sich mal zufällig am Hamburger Hauptbahnhof, auf ein bisschen peinliches Gestammel und ein betuerndes *Wir müssten aber unbedingt mal wieder ...*

Sie fuhr in den Spätsommerabend hinein. Die Fenster hatte sie heruntergekurbelt, weil die Klimaanlage zwar funktionierte, aber neuerdings einen seltsamen Gestank absonderte. Da war ihr die schwüle, nach Benzin und Asphalt riechende Brise schon lieber, die zu ihr hereinwehte.

Irgendwann fiel ihr ein, dass sie vielleicht ihr Kommen hätte ankündigen können, doch dann rief sie sich in Erinnerung, dass sie das noch nie getan hatte, und ihr Vater hatte sich auch noch nie darüber beschwert.

Gut, bisher war sie zu Besuch gekommen und nicht direkt wieder eingezogen, aber im Grund blieb es das Gleiche: Es machte keinen Unterschied, ob sie sich ankündigte oder nicht, ihr Vater freute sich, dass sie kam, und damit hatte es sich. Selbst wenn er nicht da war, war das alte Bauernhaus nie verriegelt, sodass sie ganz sicher nicht vor verschlossenen Türen stehen würde. Und welchen Grund gab es sonst, ihren Vater vorzuwarnen? Ungelegen kam sie nie. Allein die Vorstellung, dass sie ihren alten Papa in einer kompromittierenden Situation erwischen könnte, mit einer Nachbarin auf der Küchentheke oder unter der Dusche mit der Bäckerin, war so absurd, dass sie laut loslachte, mitten in den Verkehrsfunk hinein.

Nein, ihr Vater Heiner hatte sicher keine Liebschaften, einfach aus dem simplen Grund, dass eine Liebschaft irgendeine Form von Initiative seinerseits erfordert hätte, und die brachte er aus Prinzip nicht auf. Heiner Beck war der antriebsloseste Mensch, den man sich nur vorstellen konnte. Jemand, der ihn nicht kannte, mochte sich fragen, wie er es dann so weit gebracht hatte: ein schönes altes Haus, zwei mehr oder weniger erfolgreiche erwachsene Kinder, ein gut gehendes Geschäft, das er vor ein paar Jahren gewinnbringend verkauft hatte. Doch alle, die ihn kannten, wussten, dass Heiner Beck durchaus einmal über einen Antrieb verfügt hatte, über einen ausgelagerten, gewissermaßen. Seine Frau Anke war sein Antrieb gewesen, Paulas Mutter. Unermüdlich hatte sie Energie für zwei aufgebracht, und irgendwann für vier. Hatte das alte Haus entdeckt und eigenhändig saniert. Hatte ihren Mann dazu überredet, sich selbstständig zu machen in einem Beruf, der seinem Wesen entsprach, denn als Hörgeräteakustiker kamen die Leute zu ihm, und er musste sich nicht aufraffen, irgendwo zu klingeln wie ein Vertreter. Als Akustiker musste er nur im Laden stehen und warten, bis jemand etwas von ihm wollte. Bis jemand *anderes* die Initiative ergriff.

Um die Angestellten des Geschäfts hatte sich natürlich auch seine Frau gekümmert, sie hatte außerdem Urlaube gebucht und organisiert, hatte ihren Mann mit zu Schultheater-Aufführungen geschleppt, hatte ihn an Geburtstage erinnert und ihn dazu überredet, sich mal auf dem Dorffest zu zeigen, hatte Friseurtermine vereinbart, Schuhe zum Schuster gebracht und Hemden gekauft, wenn die alten dünn und fadenscheinig geworden waren.

All das bis zu ihrem Tod vor fünf Jahren, und danach war Heiner Beck in seinen Ursprungszustand zurückversetzt worden, war im wahrsten Sinne des Wortes antriebslos.

Es war keine Teilnahmslosigkeit, kein Desinteresse, ganz gewiss nicht. Heiner Beck liebte seine Kinder, er empfing sie immer mit offenen Armen, bloß kam er nicht auf die Idee, ihnen mal ein paar Schritte entgegenzugehen oder sie, Gott bewahre, selbst einmal zu besuchen. Seinen letzten Besuch in Hamburg hatte noch Paulas Mutter organisiert und durchgeführt. Seit sie nicht mehr da war, lebte Heiner Beck sein Leben in ruhigen Bahnen, eine immerwährende Reverenz an die Trägheit der Masse, und solange nichts geschah, was ihn von seiner Bahn schob, ihn in eine andere Richtung dirigierte, blieben die Bahnen immer gleich.

Er stand morgens auf, machte sich einen Kaffee in der Maschine, die seine Frau angeschafft hatte, mit der Kaffeessorte, die sie am liebsten getrunken hatte. Er trug die Hemden, die er in seinem Schrank fand, und die Hosen, die er schon besaß, bis sie auseinanderfielen. Seine Haare waren lang und grau geworden, und statt sie schneiden zu lassen, was ja einen Friseurtermin erfordert hätte, band er sie sich einfach mit einem Haargummi zusammen, das er in irgendeiner Kramschublade gefunden hatte.

Es war ein Leben des minimalen Aufwands, und Paula war schon oft daran verzweifelt, ihrem Vater eine Reise oder zumindest einen Ausflug aufdrängen zu wollen, bis sie schließlich eingesehen hatte, dass er vermutlich zufrieden war. Nicht glücklich, aber zufrieden, und wer war sie, das so nicht hinzunehmen?

Als Paula in den Abendstunden auf den von hohen, wild blühenden Rosenhecken begrenzten Hof fuhr, lag das Haus verlassen da. Ihr Vater war nicht zu Hause; mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war er bei Wilfred, dem Nachbarn zwei Häuser weiter. Jeden dritten Abend trafen sie sich auf ein

Bier und eine Partie Dame, abwechselnd bei Wilfred und bei Heiner, und etwas anderes war nur denkbar, wenn die Hölle losgebrochen oder der Himmel herabgestürzt war, oder beides.

Sie trat in den Flur, der roch wie früher, eine undefinierbare Mischung aus Holz und Bohnerwachs, kühlem Stein und dem letzten Hauch des Orangenduftöls, das ihre Mutter so geliebt hatte.

Wie immer, wenn Paula hier ankam, überwältigte sie das Gefühl, zu Hause zu sein, aus dem Hinterhalt. Es sprang sie an und umklammerte sie, ein hässlicher Hybrid aus Geborgenheit und Verlust, Trauer und Heimat, bis sie keine Luft mehr bekam. Alles hier war so alt und vertraut und so sehr *damals*, so sehr altes Leben, dass ihr davon schwindelig wurde.

Die jahrzehntealten Kinotickets an der Pinnwand im Flur, die Fotos an der Wand aus dem Kreta-Familienurlaub 1995, die Regenjacken im Garderobenschrank, das liebevoll getöpferte, unglaublich hässliche Schild mit der Aufschrift »Hier wohnt Familie Beck«, das aus unerfindlichen Gründen innen an der Haustür hing und nicht außen.

So unerträglich viel Gestern.

Paula ging in die Küche und goss sich ein Glas Wasser ein. Immerhin war die Küche blitzblank und aufgeräumt. Dank der absoluten Routinegläubigkeit ihres Vaters musste man sich wenigstens keine Sorgen machen, dass er in dreckigem Geschirr versank oder Müllberge anhäufte.

Aus dem Kühlschrank klaute sie sich ein paar Pflaumen, aus dem Brotkasten ein schon etwas hartes Vollkornbrötchen, und dann stieg sie die Treppe hinauf, wissend, dass sie nicht richtig gewappnet war für das, was sie erwartete. Sie war nie gewappnet.

3

In ihrem alten Zimmer unter der Dachschräge staute sich die Hitze. Die holzverkleideten Wände verbreiteten ihren Kiefern-duft, der raue, rohweiße Teppich kratzte unter ihren nackten Füßen. Auf dem fast schon antiken Ikea-Holzbett lag natürlich noch der alte Überwurf, der mit den indischen Elefanten, und die Duftlampe auf der Fensterbank wartete darauf, wieder angezündet zu werden, umgeben von einem Heer an Schweiß-fliegenleichen.

Und dann, unvermeidbar, die Bilder an der Wand. Nicht die selbst gemalten, ausgebleichten, sondern die Fotografien.

Izzie Schürmann. Stine Bormann. Paula Beck. Immer diese drei, immer wieder und wieder. Lächelnd, kreischend, unzertrennlich, unzertrennlich für immer und ewig.

»Schürmann! Bormann! Beck!«, hatte der alte Physik-Schmitt geblafft und ein Stück Kreide nach ihnen geworfen, wenn sie auf ihren Plätzen in der letzten Reihe mal wieder nur gekichert und geredet hatten, was quasi ständig der Fall gewesen war.

Schürmann. Bormann. Beck. Der Dreiklang, der ihr Leben bestimmt hatte, all die Jahre, bis alles abrupt geendet hatte. Damals, als Paula siebzehn gewesen war.

Schürmann. Bormann. Beck. Eine Einheit, auf jedem Bild, und die Unverwundbarkeit, die ihnen in die jungen Gesichter

geschrieben stand, bildete einen so schmerzlichen Kontrast zur Realität, dass es nur schwer zu ertragen war.

Izzie. Ach, Izzie.

Auf dem ältesten Foto waren Izzies normalerweise hellbraune Locken goldblond von der Sonne, sie strahlte mit Zahnsperre und schiefem Pony in die Kamera, der unvermeidbare Perlmutt-Labello machte ihre Lippen blass.

Stine war in der Mitte. Sie hatte die Arme links und rechts um ihre Freundinnen gelegt, das dunkelblonde, kinnlange Haar hielt ein glitzerndes Haarband zurück, das sie damals kollektiv zum allerletzten Schrei erklärt hatten.

Und sie, Paula, war ganz rechts. Ein schiefer, dunkler Pferdeschwanz, aus dem sich aberwitzig viele dünne Strähnen gewunden hatten. Eine etwas zu knollige Nase, die in einem rundlichen, noch unfertigen Gesicht saß. Pickel auf der Stirn, die sie in den Wahnsinn getrieben hatten. Dunkelbraune Augen, umrandet von billigem blauem Kajal aus der Drogerie.

Paula spürte, wie eine Welle von Liebe und Sentimentalität sie erfasste. Gott, so jung waren sie gewesen. So jung und wunderbar und ahnungslos.

Was Stine wohl jetzt machte? Sie hatten sich ewig nicht gesehen. Stines Eltern waren weggezogen, lebten jetzt an der Küste Andalusiens in einem Rentnerdorf. Stine hatte schlicht keinen Grund mehr, hier aufzukreuzen. Einmal hatte Paula sie spät nachts aus einem Impuls heraus gegoogelt, doch im Netz war nichts über sie zu finden. Alles, was Paula wusste, war, dass Stine bei der Kieler Kriminalpolizei arbeitete oder dort zumindest gearbeitet hatte.

Paula ließ die Finger über die Medaillen gleiten, die von dem linken der beiden Wandregale baumelten und unter ihren Händen sanft klirrten. Gold, Bronze, Bronze, Silber, Gold. Auf

dem Bord darüber standen die dazugehörigen Pokale, staubbedeckt und aus rührend billigem Blech gefertigt.

So stolz war sie damals gewesen, so unglaublich stolz. Sie hatte es geliebt zu reiten, hatte ihre Penelope vergöttert, die in Wahrheit kein echtes Springpferd gewesen war, sondern nur ein etwas überdrehtes Pony vom Hof im Nachbardorf, das sie ausleihen durfte. Dennoch hatten sie gewonnen, immer wieder gewonnen, und Izzie und Stine hatten auf den Rängen gesessen und gejubelt, als hätte Paula Gold bei Olympia geholt und nicht beim Zwergen-Springreiter-Fest des Reitervereins Küstenwind e. V.

Paula ließ sich aufs Bett fallen und griff nach dem Buch, das auf dem Nachttisch lag. Sie las jedes Mal darin, wenn sie nach Hause kam, obwohl sie es besser wusste. Sie las nicht den Text, las nicht über Romulus den Großen, mit dem sie im Deutschunterricht gequält worden waren, sondern las, was Stine, Izzie und sie an die Ränder gekritzelt hatten, betrachtete die wenig schmeichelhaften Zeichnungen von ihren Klassenkameraden und grinste schwach über die schlechten Witze, die Stine mit Post-its auf die Seiten geklebt hatte. Sie las, bis ihr die Augen schwer wurden.

Sie musste irgendwann eingeschlafen sein. Als sie erwachte, war es dem Licht nach früher Morgen, und sie fröstelte, da sie auf der Decke lag statt darunter.

Zerschlagen kämpfte sie sich aus dem Bett und tappte in das kleine Badezimmer, das sie sich früher mit ihrem Bruder geteilt hatte, natürlich inklusive regelmäßiger und mit ausgeklügelter Strategie geführter Schlachten um das beste Zeitfenster am Morgen.

Das Neonlicht erwachte flackernd zum Leben und zeigte

das leberwurstfarben geflieste Bad in ganzer Pracht. Ein Blick in den grell ausgeleuchteten Spiegel bestätigte ihren Verdacht: Sie fühlte sich nicht nur zerschlagen, sondern sah auch so aus. Pflichtschuldig wusch sie sich das Gesicht, als ob es einen Unterschied gemacht hätte, und putzte sich die Zähne mit einer alten Zahnbürste, von der sie schon lange nicht mehr wusste, ob sie ihrem Bruder oder ihr selbst gehörte.

Als sie in die Küche kam, fand sie diese leer, doch die Tür in den Garten war lediglich angelehnt, was nur heißen konnte, dass ihr Vater gerade draußen war, mit der ersten Tasse Kaffee und dem Futter für die Vögel, das er ihnen jeden Morgen hinstreute.

Paula goss sich einen Kaffee ein und setzte sich auf die Eckbank. Das Holz der Tischplatte zeigte noch all die Furchen und Löcher, die ihr Bruder und sie im Laufe ihrer Kindheit hineingebohrt hatten, aus Langeweile, aus Trotz. Sachte fuhr sie mit den Fingerspitzen die Narben des Holzes nach.

Als ihr Vater wieder hereinkam, erkannte sie auch im Gegenlicht sofort, wie müde er sein musste. Die Erschöpfung stand ihm grau ins Gesicht geschrieben, und sie fragte sich, ob er das letzte Mal schon so mitgenommen ausgesehen hatte. Es kam ihr vor, als sei er nicht Monate, sondern Jahre gealtert. Ihr Vater hatte die Siebzig im letzten Winter überschritten, und inzwischen sah man ihm das auch an.

»Morgen«, sagte er mit kratziger Stimme und setzte sich ihr gegenüber, kein Wort der Überraschung, sie hier zu sehen, kein großes Hallo. Stattdessen griff er über den Tisch nach ihrer Hand und drückte sie. Sie spürte seine kühlen, knochigen Finger auf ihren.

»Hast du es schon gehört?«, fragte er, und Paula wurde kalt.

»Was gehört?«

»Sie haben Izzie gefunden.«

Paula schloss die Augen.

Sie haben sie gefunden. Nicht: *Sie ist wieder da*, oder: *Sie ist zurückgekommen*. Nur dieser Satz, der alles sagte: *Sie haben sie gefunden*.

Ihr war plötzlich übel, kotzübel.

Izzie.

Ach, Izzie.

Alles um sie herum war ein Widerspruch zu dem, was gerade passierte. Warmes, frühes Licht. Der Kaffee, der noch dampfte. Ihr Vater, der ihre Hand hielt und wartete. Sie mit all seiner Liebe ansah. Und hinter alledem wartete die Dunkelheit, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte.

»Ach, Paula«, sagte ihr Vater. »Mein Kind.« Und er drückte ihre Hand noch etwas fester.

»Sie haben sie gefunden?«, fragte Paula, einfach um eine Frage zu stellen, deren Antwort sie schon kannte.

»Ja.« Ihr Vater räusperte sich.

Die nächste Frage war schlimmer, unendlich viel schlimmer. »Das heißt ... sie ist tot?«

Ihr Vater nickte und schluchzte, und auch Paula liefen jetzt die Tränen über die Wangen.

Natürlich war sie tot. Alles andere wäre ein Wunder gewesen, eine lebendige Izzie, die zur Tür hereinspazierte und sagte, *hallo, ich bin Izzie, erinnert ihr euch noch an mich?*, und dann hätte sie gelacht, und alle hätten den Verstand verloren.

Ein Wunder, ein echtes Wunder. Andererseits, wenn jemand ein Wunder zustande hätte bringen können, dann ja wohl Izzie.

Izzie-Dizzy mit den goldenen Haaren und dem lauten Lachen. Izzie, mit summendem Bienen-S, die nicht Isabella genannt werden wollte, niemals. Izzie, die nie Kaugummi hatte, aber immer einen wollte. Izzie, die keinen Sonnenbrand bekam, nicht mal im Hochsommer, Izzie, die einen Flickflack konnte, aus dem Stand. Izzie mit den brillanten Noten in Musik und Sport, Izzie mit der Fünf in Mathe. Izzie mit diesen dreckigen Witzen, Izzie mit dem krummen kleinen Zeh. Izzie immer zu spät, Izzie immer zu laut. Izzie unvergleichlich.

Paula hatte das Gefühl, Izzie plötzlich spüren zu können, so nahe wie früher. Wie eine Umarmung, ihr Gesicht in Izzies Haaren vergraben, ihre Finger mit Izzies Fingern verflochten, warme braune Haut auf warmer blasser Haut, und dieser Geruch, so unverwechselbar, nach Apfelshampoo und Vanille-Bodylotion, als wäre sie wirklich *da*, überall um Paula herum.

Aber da war kein Wunder. Kein Wunder für Izzie. Stattdessen war sie tot, tot nicht mehr nur in Gedanken, und Paula sah ihrem Vater an, dass er mit sich rang, ihr mehr erzählen wollte und nicht wusste, ob sie es verkraften konnte. Sie erlöste ihn und fragte: »Wo?«

Ihr Vater schluckte. »Im alten Forst.«

Paula atmete scharf ein. Der alte Forst war ein Wald oder vielmehr ein Wäldchen, das nur etwa zwanzig Minuten Autofahrt entfernt lag von Siehl. Izzie war die ganze Zeit hier gewesen, hier in der Nähe. Sie war nicht abgehauen nach Indonesien oder Peru, wie manche behauptet hatten, sie hatte sich nicht nach New York durchgeschlagen, um dort irgendeinem Irren zum Opfer zu fallen. Sie war hier gewesen, und Paula wusste nicht, ob das alles nur noch schlimmer machte oder ob es ein Trost war.

»Haben sie ... ich meine, können sie sagen, ob ...«

»Paula, mein Schatz.« Ihr Vater sah sie an, unendlich bekümmert. »Ich weiß leider auch nicht mehr als das. Ich habe es erst gestern erfahren, und auch nur, dass man sie gefunden hat. Es wurden wohl vor einigen Tagen menschliche Überreste entdeckt, bei Waldarbeiten. Und nun wissen sie, dass es Izzie ist.« Heiner schluckte. »Wilfred hat es mir erzählt, sein Sohn ist ja bei der Polizei. Ich habe versucht, dich anzurufen, aber ich habe dich nicht erreicht. Und dann warst du plötzlich da.«

Ihr guter alter Papa. Rief getreulich auf dem Festnetz an, verdrängte einfach, dass es so etwas wie Handys gab.

»Schon gut, Papa. Jetzt hast du es mir ja erzählen können. Und ich bin froh ... dass ich es von dir erfahren habe. Nicht aus dem Internet oder aus dem Radio.« Die Vorstellung war schrecklich. Eine reißerische Schlagzeile, ein aufgeregter Reporter, *Leichenfund im alten Forst*, und sie, wie sie erst nicht zuhörte, nicht hinsah, und schließlich das Unbegreifliche begriff, und einfach nur dastand und starrte und nicht wusste, wie es weitergehen sollte.

Ihr Vater drückte ihre Hand. »Und ich bin froh, dass ich bei dir sein kann. Dass du jetzt nicht allein in deiner Wohnung in Hamburg hockst.«

»Und sie ist es? Kein Zweifel?«

Ihr Vater nickte. »Da ist sich die Polizei wohl sicher.«

Dann kamen ihm wieder die Tränen, und sie saßen einfach nur da und heulten.

»Sie war die ganze Zeit hier«, sagte Paula irgendwann, von einem Schluckauf geschüttelt, der vom vielen Weinen kam. Der Gedanke ließ sie nicht los. »Sie war hier. So nahe.«

»Du meinst, man hätte sie finden müssen? Früher finden müssen?« Heiner Beck schnäuzte sich und verstaute das große Stofftaschentuch wieder in seiner Hosentasche.

Paula zuckte mit den Schultern. »Ja, aber das meine ich gar nicht. Ich meine ... wenn sie es wenigstens von hier weggeschafft hätte, weißt du? Ich habe nie daran geglaubt, aber es war zumindest ... theoretisch möglich. Dass sie bis nach Miami gekommen ist oder bis nach Australien. Dann hätte sie etwas gesehen. Das hat sie immer gewollt. Etwas von der Welt sehen, egal, was. Bloß hier raus aus diesem Kaff.«

Ihr Vater grinste schwach. »Ich weiß.«

»Ich meine, mir war klar, dass sie nicht so einfach abgehauen war. Das hätte sie niemals getan, ohne Stine und mir davon zu erzählen. Aber ich habe trotzdem gehofft, dass sie vielleicht ... weißt du? Dass eine kleine Chance besteht, dass sie irgendwo am Strand abhängt und Melonen verkauft. Den Leuten surfen beibringt, oder was weiß ich. Irgend so etwas. Dass sie es hier rausgeschafft hat und etwas erlebt.«

Ihr Vater strich ihr über den Kopf. »Es ist doch normal, dass man Erklärungen sucht. Und dass man Hoffnung hat. Menschen haben immer irgendwie Hoffnung, Paula. Es muss eine ganze Menge geschehen, bis Menschen die Hoffnung verlieren. Und es liegt in der Natur der Sache, dass Hoffnung irrational ist. Sonst wäre es ja eine begründete Annahme, oder nicht?«

Und Paula nickte, obwohl sie ihm nicht richtig zugehört hatte.

»Weißt du, ob es eine Beerdigung geben wird? Kann ich hingehen?«

Paula war gerade dabei, noch eine Kanne Kaffee zu kochen. Ihr Vater hatte Brot und Brötchen vom Bäcker geholt und sie genötigt, etwas zu essen. Ihm zuliebe hatte sie ein paar Bissen hinuntergewürgt, aber der Sinn stand ihr mehr nach schwarzem Kaffee ohne alles.

Paula hasste Beerdigungen, nicht wegen der Traurigkeit, sondern wegen dem, was danach kam. Für sie waren Beerdigungen immer mit einer Erwartungshaltung verbunden – *jetzt weinen und jammern wir alle kräftig, und dann ist es aber auch wieder gut*. Nach dem Trauergottesdienst mussten alle den Rücken straffen, die letzten Erinnerungen verstauen, und dann ging es weiter, aber bitte schön normal, so wie vorher – und damit kam Paula nicht klar. Damit war sie schon bei ihrer Mutter nicht klargekommen, nach deren Beerdigung alle irgendwie erwartet hatten, dass Paula jetzt wieder die Alte sein könne, aber so einfach war das nicht. Genau genommen war Paula immer noch nicht die Alte und würde es auch nie wieder sein.

»Von einer Beerdigung weiß ich noch nichts. Kann sein, dass die Schürmanns das ganz privat halten wollen, aber es wird ohnehin noch eine Weile dauern, denke ich. Die« – er rang kurz um die richtigen Worte – »die sterblichen Überreste sind ja noch in der Gerichtsmedizin, zumindest stelle ich mir das so vor.«

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, der knarzte, wie er es schon vor zwanzig Jahren getan hatte. »Was machst du eigentlich hier? Bist du einfach so zu Besuch oder ... gibt es einen bestimmten Grund? Versteh mich nicht falsch – du kannst jederzeit herkommen, das weißt du. Ich habe mich nur gewundert. Das letzte Mal ist ja schon ein Weilchen her, nicht wahr?«

Paula pulte mit gesenktem Blick an ihrem eingerissenen Daumnagel herum. »Weißt du, Papa ...«

»Ja?«

»Das kommt jetzt vermutlich ziemlich überraschend. Aber könnte ich für eine Weile hierbleiben? Also, für eine längere Weile? Weißt du, Hamburg ...« Sie zögerte. »Das hat sich einfach nicht mehr richtig angefühlt. Und wenn ich ehrlich bin ...«

»Ja.« Er unterbrach ihren Redefluss.

»Was?«

»Ja, du kannst hierbleiben. Solange du willst. Meinetwegen auch für immer.«

Mehr sagte er nicht. Stellte auch keine Fragen. Sie versuchte, ihm die Situation zu erklären, dass sie sie rausgeworfen hatten, dass sie Zeit brauchte, um sich darüber klar zu werden, wie es weitergehen sollte, doch ihr Vater winkte nur ab.

»Du musst dich nicht rechtfertigen. Ich meine, du kannst mir natürlich gern alles erzählen. Aber du brauchst keinen Grund, um hier zu sein.«

Damit hatte sich für ihn die Sache erledigt, und Paula kamen schon wieder die Tränen. Einfach so hatte sich für ihn die Sache erledigt. Sie war seine Tochter, also konnte sie mit Sack und Pack anrücken, ohne dass Fragen gestellt wurden. Sie kam nicht zu Besuch, sie kam wieder nach Hause, so simpel konnten die Dinge sein.

Sie umarmte ihren Vater kurz und fest, und er brummte nur irgendetwas Unverständliches vor sich hin.

Am Abend gingen sie spazieren, nicht Richtung Dorf, sondern über Felder und Weiden. Die Luft war lau und der Himmel von einem Gelb, das warm schimmerte, bei näherem Hinsehen aber einen schwefeligen Stich bekam und die bedrohliche Ankündigung eines Gewitters in sich zu tragen schien. Es roch nach Heu, Asphalt und verblühenden Rosen. Vögel schossen hektisch durch das späte Licht, als wüssten sie nicht, wohin mit sich, änderten immer wieder abrupt die Richtung, flogen Schleifen und Haken, kreiselten in verwirrenden Mustern durch die Dämmerung.

Paula schwitzte, ihr T-Shirt klebte ihr am Rücken, und wie

immer kam ihr die Luft hier schwerer vor, so voll von Heustaub, Blütenpollen, Sand und Salz. Das Dorf lag nicht weit vom Meer entfernt, zu weit, um es zu sehen oder zu hören, doch nahe genug, um es zu riechen, zu schmecken, zu spüren.

Ihr Vater hatte sich nie so richtig für das Meer interessiert, es war, als hätte ihn das Schicksal zufällig an die Küste verpflanzt, als hätte er auch anderswo leben können, egal, wo, solange er seine Ruhe hatte. Hätte sich das Meer über Nacht zurückgezogen, um nie wieder zurückzukommen, wäre ausgetrocknet aus einer plötzlichen Laune heraus, faulige Tangbüschel, Krebse, Pfützen hinterlassend, hätte er es vermutlich noch nicht einmal bemerkt. Ihre Mutter hingegen hatte das Meer geliebt. Sie war jeden Morgen in aller Frühe mit dem Fahrrad an den Strand gefahren, um dort spazieren zu gehen oder auf einem Stein zu sitzen und eine Weile in die Ferne zu sehen. Als Kind hatte Paula sie oft begleitet, war um sie herumgerannt und hatte hübsche Kiesel gesammelt. Später, als Teenager, hatte sie die Gewohnheit ihrer Mutter nur noch als befremdlich empfunden, hatte sich sogar dafür geschämt und gehofft, dass keiner sie sah, wie sie dort saß und starrte. Erst als sie selbst erwachsen geworden war, hatte Paula verstanden, was ihre Mutter ans Wasser trieb, hatte sogar selbst dieses drängende Gefühl verspürt und ihm in Hamburg immer öfter nachgegeben. Am Elbstrand war es natürlich nicht das Gleiche wie zu Hause an der Ostsee, aber wenn sie sich Mühe gab, genügte es, um sie zur Ruhe kommen zu lassen. Sie konnte kurz durchatmen. Sie konnte für einen Moment vergessen, dass das Leben, das sie führte, sinnlos war, ziellos. Unbedeutend. Diese beruhigende Wirkung hatte das Wasser auf sie; vermutlich war das erblich bedingt.

